

Eva im Dorfe

Autor(en): **Matthey, Maja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **14 (1910)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574531>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Weggis. Im Röhrli. Phot. Otto Matter, Zug.

's Alperööсли

(Luzerner Mundart)

Es hed mi Schaß mier als Rekrut
Es Alperööсли g'schänkt.
Daß äs emol mi liebi Bruut,
Hed 's Chrötli due scho dänkt.

Es hed das Alperööсли mier
I Wafferock y'g'naiht,
Und ich ha's wie nes Tschappulier
Z'mitts uf mim Härz do treid.

Hütt isch mer no, öbs gester wär,
As mier det Abchied g'no,
Und bi doch, leider Gott, sidhär
Scho lang i Landsturm cho.

Und nächti hed bim stille Hock
(We Zyte au vergönd!)
Mis Wybli dä schön Wafferock
Für d'Buebe scho verträndt.

Chuum ischt verschränzt die erschdi
Was findt mi liebi Frau? [Noht,
Es Alperööсли, töör und tot,
Es Mäschli — wyß und blau!

's bar Träne sind uf 's Blüemli tropft,
Um Schluchzge überluut —
Und mier hed 's Härz no einisch
Wie säbmol — als Rekrut. [g'chlopft,

Theodor Bucher (Züböri), Luzern.

Eva im Dorfe.

Leffiner Novelle von Maja Matthey, Solothurn.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

Mitten durch Alt-Mavechia springt die Guasta über Stein und Holzwellen abwärts durch die Allmend und ungasftliches Land aus Sumpf und Gestrüpp, bis hin zum Lejzin. Sie kommt hoch aus den Bergen, von dort, wo die grüne Alpe liegt und die Felsen anfangen, nackt in den Himmel zu wachsen. Von dort oben schiñt sie aus einem kalten tiefen Brunnen den Berg hinab, vorbei an Heugaden und Ställen durch die Kastanienwälder. Ab und zu stürzt sie sich in wildem Sprunge über einen Felsen. Ihr Wasser wird Schaum und feuchter Staub, der sich tief unten wieder sammelt in einem Seelein, das den Lenzhimmel spiegelt und im Herbst zugedeckt wird von den welken Kastanienblättern und den immergrünen der Lorbeerbäume, die in den Grotten stehen, dunkel und selten bewegt vom Wind.

Wo die Hütten des Dorfes beginnen, haben die Weiber das wilde Wasser zwischen Schwellen aus Buchenholz eingefangen, die Steine aus dem Bachbett gehoben und es tiefer gelegt. So entstand ein künstliches Seelein, das ihnen den Waschtrog ersetzt und den Vorteil

hat, immer frisch von selbst sich zu füllen aus der klaren Quelle, fern in den hohen Bergen.

Vor den großen Festtagen kauern sie an dem Ufer der Guasta und schlagen das Linnen auf die vom Bachwasser glattgeschliffenen Steine. Ihre Röcke haben sie hochgeschürzt, und wenn der Wind, der immer dort weht, etwas schärfer bläñt, hebt er ihnen das Tüchlein im Nacken empor und zeigt dunkles Ringelhaar auf weißem Halse. Oft bläñt er ihnen die aufgeschürzten Röcke zu luftgefüllten Bällen auf und zeigt neugierigen Augen das feine Fußgelenk und die schma'en Knöchel, die zart geädert sind wie ein erlejenes Stückchen Marmor.

Die Eva hatte die schmalsten Füße, in solch sicheren und biegsamen Gelenken, daß sie nie einen Fehltritt tat und von Stein zu Stein sprang wie das Bachwässerlein, das wild und frisch zu Tal schoß.

Einmal war Alessandro vorbeigekommen, als grade der Wind den bunten Rock von ihren Füßen hob. Er starrte darauf und konnte den Blick nicht forctwingen. So etwas Zierliches hatte er noch nie gesehen, so etwas

Feines und Weißes. Die Eva achtete nicht auf ihn. Sie hatte zu schaffen. War die Wäsche sauber gewaschen, mußte sie den granitnen Küchenboden blank putzen, den seit der Weihnacht kein Wasserlein mehr aufgefrischt hatte.

Morgen war das Fest des heiligen Blasius, des wunderthätigen Kirchenpatrons von Ravechia. Der Alessandro stand noch und stierte auf die Füße der Eva, als schon längst der Wind ihr den Rock wieder darüber geweht hatte.

„Faulpelz, heb mir die Hutte auf die Schulter!“ rief ihn die Mutter Clelia an.

Er tat es willig, schielte aber dabei mit einem Auge immer zu der Eva hin, sodaß er der Mutter Clelia die Hutte zu weit nach links hielt. Die Frau suchte hin und her und verrenkte ihren Körper in alle Richtungen und konnte sich mit ihren Armen in kein Verhältnis zu den Trägern bringen, darin ihre Last hing. „O Mannsvolk, du Sündenbündel!“ schrie sie auf, als sie merkte, warum sie mit dem rechten Arm nicht dazu kam, in die Schlinge zu fahren.

Der Ausgescholtene nahm sich zusammen. Für einen Augenblick zwang er die Augen fort von der Eva. Nun saß der Mutter Clelia die Hutte recht auf dem Rücken, und stöhnend trug sie ihre Last die Straße hinab.

Eva warf das letzte Stück gewaschenen Linnens zu den andern, sprang auf, rechte sich in die Höhe, bog den schlanken Leib hin und her und hob mit einem Ruck ihre Last sich auf den Rücken. Dabei neigte sie den geschmeidigen Körper nach rückwärts. Ihr Wieder straffte sich, und Alessandro sah, wie wohlgeformt des Mägdeleins Brüste waren.

Etwas stieg ihm in die Kehle, machte sie ihm trocken und gab seiner Stimme einen rauhen fremden Klang, als er sagte:

„Eva, ich trage dir die Hutte bis zu deinem Hause!“

Das Mägdelein stutzte bei dem rauhen Ton in der Kehle des Burschen. Dann schüttelte sie sich vor Lachen.

„Geh, Alessandro,“ spottete sie, „du fängst früh an! Schon am Tage vorher füllst du dich an mit dem Festwein. Glaubst du, dir vertraute ich meine Wäsche an, damit sie in den Staub flöge und ich meine Arbeit noch einmal zu tun hätte! Geh, Alessandro, geh! Leg dich ins Laub und verschlaf den Wein!“

Ihr Bünglein lief so hurtig, daß der Bursche nicht nachkommen konnte mit seiner schwerfälligen Art, Gedanken langsam zu Worten zu prägen. Der Zorn stieg ihm in die Augen und funkelte darin, wie ein Funken im Ruß.

„Ich habe noch kein Becklein an die Lippen gesetzt, du,“ rief er böse.

Die Eva zeigte ihre blanken breiten Zahnreihen und gab ihm lachend einen Schupf, als sie an ihm vorbeischnitt.

„Es ist wahr, du stehst fest auf den Beinen,“ sagte sie begütigend zu dem Burschen, dem ein Schimpfwort entfahren war bei dieser verächtlichen Abschätzung seiner Fähigkeit, das Gleichgewicht seines Körpers aufrecht zu erhalten. Er war schnell zufriedengestellt durch ihre sanften Worte und lauschte, wie ihre Holzschuhe stink und im Takt über die steinige Dorfstraße klapperten.

„Jetzt ist sie am Hause der Mutter Clelia,“ sagte er sich. Es fiel ihm ein, daß die Mutter Clelia den

Giacomino zum Sohn hatte, der ihm um zwei Jahre voraus im Alter war und schon Soldatenhosen getragen hatte. Ihn wurden sie erst im künftigen Jahre zugemessen, und er konnte noch nicht an den Abenden, vor der Hütte auf der Steinbank sitzend, den Alten und den laufschenden Mägdelein erzählen von den Gefahren des Soldatenlebens und den Einrichtungen der andern Schweizer, die hinter dem Gotthard wohnen.

„Wenn der die Füße der Eva sieht!“ schloß er seinen Gedankengang und lief die Straße hinab.

Bei dem Hause der Mutter Clelia flog aus einem Eimer schmutziges Wasser über den Weg in den Bach und trübte dessen klare Wellchen.

Der Giacomino war nicht da. So gut zu zielen verstand nur die Alte, durch jahrelange Übung darin bewandert, den Armschwung zu berechnen, der dazu gehörte, das Wasser kunstgerecht aus dem Hause in den Bach zu befördern.

Erleichtert atmete Alessandro auf und ging am Abend zum Dorfplatz, wo das Wasser aus zwei Röhren in den Brunnenrog schoß, Tag und Nacht, unaufhörlich. Dort stand der Giacomino und hielt einen jungen Stier an der Halskette.

Als Alessandro hinzutrat, bäumte sich das Tier hoch auf und duckte gleich darauf blickschnell den Kopf zum Boden. Dem Giacomino schwellen die Muskeln an den Armen an wie Eisenstränge. Er zwang das Tier, das, wieder beruhigt, das Wasser aus dem Brunnen kauend im Maule wälzte.

„Er ist jährig,“ sagte Giacomino. „Den behalte ich. Er hat krause Haare zwischen den Hörnern und ein Fell, so glatt, wie ein frischgelecktes Käsenfell!“ Er strich dem Stiere kosend über den dunkeln Haarstrich des Rückgrates und klopfte ihm auf die hellgefärbten, fast weißen Flanken.

„Gi, Torone! Du darfst auf die Alpe im Frühling!“

Alessandro bewunderte das Tier.

„Es wird preisgekrönt werden auf der Ausstellung,“ sagte er. „Ganz gewiß erhält es den ersten Preis!“ „Ganz gewiß,“ bestätigte Giacomino. „Es wird den Preis bekommen! Platz!“ rief er befehlend in die Straße hinein. Die Weiber stoben vor ihre Haustüre, und die Kinder flüchteten auf die hohen Treppenstufen der Ställe, die hinauf zum Heuvorrat führten.

Mit Armen, deren Muskeln angeschwellen waren und hart wie Eisenstränge über den Knochen lagen, führte der Giacomino den Stier im Lauffschritt zurück in den Stall.

Beifall klang aus den Hütten und bewundernde Rufe.

Der Stier war der Stolz Giacominos, der ihn aufgezogen und gepflegt hatte, wie eine Mutter ihr Lieblingsjöhnchen. Er allein verstand ihn zu meistern, durch die Kraft seiner Muskeln, wenn ein dunkler Trieb das Tier sich seiner Stärke bewußt werden ließ. Er war der einzige, der noch wagen konnte, dem Stier die mit Salz bestreute Hand hinzuhalten, wie er es mit dem Kälblein getan.

Der Stier war der Stolz der Dörfler. Fast alle der Eingeseffenen hatten wenigstens ein Kälblein im Stalle. Weite Striche Weidland grünen an den Bergen, und Futter wächst reich und würzig darauf, feucht gehalten von den Wasserrinnen, die vom Gipfel niederrieseln.

„Welch eine Pracht ist der Torone!“ riefen sie laut und froh. Man hörte sein kurzes, unwilliges Rufen aus dem Stalle. Das tönte durch die Gassen dumpf und trogig. Die Kette klirrte schrill dazwischen, die ihn an den Futtertrog band.

Ein Zittern lief durch die Kühe, die nach ihm zum Brunnen geführt wurden. Sie machten tolle Sprünge und zeigten sich gegenseitig die Hörner, bis sie ein Geißelhieb zum Frieden anhieß. Einzelne beantworteten mit langgezogenem Muhen den kurzen grollenden Ruf des gefesselten Stieres im Stalle.

„Es beginnt zu lenzen,“ sagten die Männer und blickten zu den Weiden auf, an denen ein zaries Grün samtweich schimmerte.

„Morgen ist das Fest des heiligen Blasius,“ antworteten die Weiber; „es ist vorbei mit dem Winter!“

Sie gingen ins Haus und hoben den Kupfertopf, darin die Abendsuppe schwamm, in den Ring über der Aschenglut.

„Eva,“ sprach Alessandro zu dem Mädchen, das sich ängstlich hinter dem Feigenbaume geduckt hielt, als Giacomino mit dem Stier die Gasse herabgesprungen kam.

„Eva,“ wiederholte er, „ich muß morgen eine Kerze weihen lassen, für mein Gebrechen!“

„Was fehlt dir?“ fragte die Eva. „Hast du dir einen Schnupfen geholt, heute am Bach, wo der Wind pfliff?“

„Nein, Mädchen; einen Schnupfen würde ich von selbst wieder los!“

„Was kannst du sonst haben? Ah, deine Kehle war rauh, als du mit mir sprachst! Ich Töriu dachte, es sei der Wein. . .“ Das Mädchen fühlte, wie ihm die Röte in die Wangen schlug, und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Alessandro sagte nichts. Er trat ganz vorsichtig näher zu ihr heran und seufzte schüchtern, wie ein Zümpferlein, dem sein Tänzer auf die Fußspitzen tritt:

„Der Heilige hilft, wenn du Halschmerzen hast. Er hat auch der Base Carmella geholfen.“ Sie sah mitleidig zu dem Burschen auf und bat ihm im Herzen ihre schlechte Meinung vom Nachmittage ab.

„Wie fromm ist der Alessandro,“ dachte sie, „frömer als ich, die an der Wunderkraft des Heiligen zu zweifeln wagte!“ Sie schämte sich und fühlte sich gedemütigt, als ihr die Erinnerung daran kam.

„Die Sonne fängt an, warm zu geben,“ hatte sie letztes Jahr vor dem Fest zu den Gespielinnen gesagt.

„Die Sonne macht die rauhen Kehlen glatt.“

Die Gespielinnen gaben ihr recht. Sie hatten alle an der Wunderkraft des Heiligen gezweifelt, von dessen Taten die Legende erzählte und die Dorfschronik sich von Mund zu Mund erhielt.

Sie küßten die Eva und lobten sie ob ihrer Klugheit. Ehe eine Woche vergangen war, hatten die Lippen der Gespielinnen ausgeplaudert, und alle wußten von der Gottlosigkeit der Eva zu berichten, die so kühn war, dem Heiligen den Diamant aus seiner Gloriole wegzustreiten: seine Kraft, franke Hälse zu heilen.

Das war eine böse Sache für Eva. Die Greisinnen nahmen sie beiseite und rechneten ihr vor, wie die Sonne nichts sei im Vergleich zu den Verdiensten des Dorfspatrons.

Da war die Base Carmella. Den ganzen Sommer durch hatte ihre Stimme geklungen wie ein Eisen, das über einen höckerigen Stein fährt. Im Sommer war Sonne genug in Navechia, soviel, daß allen die Haut braun gebrannt wurde und die Trauben schwarz wurden an den Rebstöcken. Die Eva mußte zugeben, daß es im Sommer an Sonne nicht mangelte. Aber die Base war nicht an der Sonne gesund geworden. Erst als das Fest des Heiligen kam und sie ihm ein Kerzchen geweiht, spürte sie nichts mehr von den Schmerzen im Halse. Sie hatte zu schluchzen begonnen und war hochrot im Gesicht vor Freude geworden, daß an ihr ein Wunder geschah.

Die Base Carmella mußte es am besten wissen, daß ihr der Heilige geholfen, besser als die naseweise Eva, und wenn ihre Stimme auch noch nicht sanft klang, so würde sich das ein anderes Mal geben.

Die Greisinnen waren so eifrig und verstanden es, jeden Einwurf des Mädchens zu beseitigen, daß sich die Eva reuig ihrer erfahrenen Einsicht fügte und dem Heiligen ihren Unglauben abbat.

So hörte sie auf, die gottlose Eva zu heißen, und wurde wieder wie die andern Mädchen im Dorfe gehalten. Zuweilen plagte sie die Erinnerung daran. Sie kam sich dann vor wie ein Bäumlein, das man durch einen Stecken mit Gewalt zum graden Wachstum zwingen mußte. Dann wurde sie nachsichtig gegen die andern und hielt ihr Zünglein zurück.

„Ich habe keine Halschmerzen,“ sagte Alessandro und strich ihr mit den Finger指尖en über das Gewand.

„Was fehlt dir dann?“ sagte sie leise und ließ es geschehen, daß seine Hand ihr glättend über den Rock fuhr.

„Meine Augen,“ antwortete Alessandro und legte seinen Arm um ihren Leib.

Das Mädchen sah auf, ihm in die Augen. Die waren dunkel und glänzend und verursachten ihr Herzklopfen und ein Zittern in den Knien.

„Was ist mit deinen Augen?“ flüsterte sie und senkte über die ihren die Lider tief herab, sodaß die braunen Wimpern dunkel auf ihre Backen fielen.

Alessandro zog sie dicht an sich heran. So standen sie beide hinter dem Feigenbaume, dessen unregelmäßig sich verzweigende Äste sich nach allen Seiten breiteten und tief nieder zur Erde senkten.

„Meine Augen sehen immer die weißen Gelenklein deiner Füße, von denen der Rock fortgehoben wurde vom Wind oben am Guastawasser. . .“

„Das wirst du dem Heiligen nicht sagen wollen!“ rief das Mädchen erschreckt dazwischen.

„Ich weiß nicht, wie ich mich anders heilen kann,“ entgegnete Alessandro vorsichtig.

„Da müßte ich mich zu Tode schämen,“ schrie die Eva. „Lieber will ich sterben als das erleben!“ Tränen kamen ihr in die Augen und liefen schwer die Backen herab wie runde Kristalltropfen.

„Vielleicht,“ sprach Alessandro behutsam und zögerte mit dem Weiterreden, als müßte er es sich recht überlegen oder nachprüfen, ob noch ein anderer Ausweg vorhanden sei, „vielleicht, wenn ich mit meinen Lippen deine Füße berühren könnte! Das möchte mir helfen!“ Er blickte auf die Füßchen der Eva, die sie sorgfältig unter dem Gewand versteckt hielt.

„Es wäre eine Kleinigkeit und leicht zu versuchen,

da ich sie doch schon einmal am Tage sah, besser als es mir jetzt möglich ist in der Dämmerung . . ." Sie streckte ihm geschwind ihr Füßchen hin, das nackt in dem Holzschuh steckte.

Der Alessandro bückte sich und preßte seine heißen Lippen auf ihre kühlen Knöchelchen.

Der Eva wurde ganz sonderbar zu Mute. Ihr Gewändlein begann sie zu drücken und überall eng zu werden. Sie wachte kaum recht ein- und auszuatmen, aus

Furcht, die Nächte könnten dabei auseinandergehen und ihre Blöße offensichtig werden.

„Das hat geholfen,“ sagte Alessandro. „Jetzt sehe ich wieder gut und brauche mich nicht heilen zu lassen!“

Er drückte der Eva die Hand und versprach, ihr ein Schürzlein zum Dank aus der Stadt zu bringen.

„Eins mit roten Rosen,“ schmeichelte das Mädchen.

„Eins mit roten Rosen,“ wiederholte Alessandro und sprang zur Stadt. (Schluß folgt.)

Der Hauptmann.

Nachdruck verboten.

Impressionistische Skizze von Otto Wirz-Wyß, Bern.

Jenseits des Flusses stand der Wald; er war dunkel und tief eine mäßige Anhöhe hinan. Raben hockten dort in den Tannen, sonnten sich über den Wipfeln und flatterten in schwerfälligen engen Kreisbahnen durch die Luft. Man konnte glauben, der Wald hätte, einer unerforschlichen Laune folgend, von seinen hintersten Schattensabnen die verwegenste Wimpel an die Sonne gehißt. Aber in Wirklichkeit vergnügte sich hier ein sibyllisches Rabengefindel mit seinen natürlichen Instinkten, und wenn so ein schwarzer Vogel auf einem kühnen Zweiglein sich niederließ, so bedurfte es eines weitläufigen Flügelreckens und vieler heiterer Verlautbarungen, bis eine beschauliche Ruhe und Betrachtung die Oberhand gewann. Aber es hatte im allgemeinen gute Weite damit; denn es gab an diesem Morgen Ungewöhnliches zu sehen.

Vor dem Walde trieb der Fluß ein kühles kristallklares Wasser an den nahen Baumshatten vorbei, und jenseits stand eine Batterie. Der Wald und die schwarzen Sibyllen in seinen Kronen sahen mißvergnügt und ängstlich zugleich auf das fremde Weien hinab. Aber die Geschützführer nahmen nicht die leiseste Notiz davon, sondern agierten ihre Rolle auf einem kategorischen Kothurn, steckten ihre Richtungen ab und waren von einer eidgenössischen Ueberzeugung geladen, daß es mit dieser ihrer Geschützrichtung seine Richtigkeit und seine besondere Wichtigkeit auf sich habe, wenn in der Welt überhaupt etwas anderes als Geschützrichtungen wichtig zu nehmen war. Die Kanoniere gruben die Räder ein und betteten den Sporn. Die stahlblauen Pickel bligten durch die Luft, und wenn sie im hohen Rajen verfanke und in die braune Erde fuhren, ging ein ungueter und dumpfer Schall durch den Raum, den der Wald mit Widerwillen entgegennahm und mit Ekel widerhallte. Und überdies mußte man sich damit abfinden, daß im Walde das prahlerische Hohngelächter eines Häbers unentwegt durch die Stämme gellte und daß von dem elenden Plattervieh schlechterdings nichts zu sehen war, keine Feder und keine Laus. Dagegen hatten die Raben ihre peinliche Geschichte damit, und sie ächzten verständnisvolle Heiterkeiten und wippten die Wirbelsäule um die Hüftgelenke auf und nieder bis an den Steiß. Der Teufel wußte, woher ihnen diese Gebärde kam.

Ueber dem Wald begann die Luft in der Morgenröthe zu tanzen, und am Himmel fuhr eine glänzende Wolkenbank. Der Wind trieb sie mit Eifer nach dem Gebirge hin und gedachte sie dort an den Felsen zu zerschmettern. Es war keine Kunst, das vorauszu sehen, und es mußte dem Winde gelingen, wenn er scharfe Richtung hielt.

Die Offiziere standen an einem steilen Gang im Rücken der Batterie. Sie trugen ein ernstes und ein wenig hochmütiges Aussehen. Kühn und unbedenklich ließen sie die schlanken Degen im Sonnenlichte blitzen und hefteten im Geiste erhabene Lorbeeren vor die gewölbte Brust; sie waren hingerissen von der Erfüllung ihrer Aufgabe. Es lag Klasse in ihrem guten Willen, und wenn sie nach den Kanonieren sahen, so klang das so: „Tod? Was soll's damit? Bald werden wir Frankreich schlagen!“

Groß und lautlos schwamm die Wolkenbank dem Gebirge zu.

Der Hauptmann hielt einen stillen Rat. Er überdachte in seinem Geiste das ballistische Problem und bedachte das feindliche Verderben. Das war zwischen ihm und den Kanonen von jeher ein gutes Einvernehmen gewesen, und der Hauptmann hatte immer begriffen, wie die Geschütze zu schießen imstande waren, und die Geschütze hatten das gleich heraus, was der Hauptmann wollte, und lieferten sozusagen beste Ware. Von den Geschützen war nicht eines, das nicht rechtschaffen in den Hauptmann verliebt gewesen wäre. Es war eine haltbare und keusche Zuneigung, und sie äußerte sich selten. Sie war zu erkennen, wenn der Hauptmann zur Besichtigung durch ihre Reihe ging, obgleich das dann mit besserem Rechte ein reglementiertes Flirten zu nennen war, und genau genommen äußerte sie sich nur im Gefecht. Dann lag die Stimme des Hauptmanns mit Uebermacht auf der Batterie, die Leutnante schrien und kommandierten, und die Kanoniere sprangen behende ab und zu. Die Geschütze warfen rote Feueräulen in die Luft, traten zwei Schritte zurück, verneigten sich und riefen feindwärts den großen Ton. Und das war dann dem Hauptmann just so nach seinem kriegerischen Herzen. Und eigentlich war es von den Geschützen nur für den Hauptmann gesagt; von den andern mochte ein jeder für sich nehmen nach Gebühr. Das vertrug sich schon mit dem stählernen Charakter der Geschütze, und der Hauptmann pflegte zu sagen, in Sachen der selbstlosen Zweckbestimmung sei ein Geschütz mehr wert als alle Weiber der Welt, ausgenommen die Mütter, und hatte ein eigenes Lachen dabei. Niemand hatte den Hauptmann anders als in Verbindung mit diesen Worten lachen sehen, und dann kam ihm das aus der Tiefe heraus, daß es sonderbar zu hören war, schier wie das Lachen der hl. Schrift. Man hätte frieren können dabei; aber es war merkwürdig: man bekam Richtung, man ging in dieser Richtung in Flammen auf, und man dachte nichts anderes, als daß das mit dem Lodern nun so weiterstreiten müsse bis in den Tod.

Der Wind hatte mit der Wolkenbank Part gehalten, und nun gingen dort oben die Ereignisse ihren eingerichteten Gang. Das Gebirge kam in bedrohliche Nähe, und die Wolkenbank mochte sehen, wie sie sich aus der Sache zog. Der Wind hatte seinen Spaß daran, pfiß zwischen den Zähnen und kam eifertig aus seinen Höhen in die Ebene herab. Er lachte vergnügt und behäbig in den Dunst hinein, scheuchte erschrockene Nebel empor und trieb sie in unterschiedlichen Wandlungen in's Blaue. Also bald erhob sich vor seinen Augen eine ansehnliche Gesellschaft von rührfamen Madonnenbildern, Kriegshelden und Affenpinschern, von einem lustigen Wirrwarr formenscheuen Gefindels umgeben, das, kaum geboren, unter mutwilligen und lächerlichen Windungen in verächtliche Fegen auseinanderließ und von regulären Formen nichts zu wissen schien.

Draußen in der Ebene hinter den Spußgebilden lagerte der Feind. Aber der Wind war nicht gesonnen, die feindliche Stellung dem Auge des Hauptmanns zu entblößen. Der Haupt-